

Über den Winter

Roman

Bearbeitet von
Rolf Lappert

1. Auflage 2017. Taschenbuch. ca. 384 S. Paperback

ISBN 978 3 423 14548 0

Format (B x L): 12,4 x 19,1 cm

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

dtv

Lennard Salm ist fast fünfzig und ein international durchaus erfolgreicher Künstler, fühlt sich aber fremd in seinem Leben. Als seine ältere Schwester stirbt, reist er widerstrebend nach Hamburg, die Stadt seiner Kindheit, und in die Familie, der er immer entfliehen wollte. So schnell wie möglich will er wieder zurück in sein eigenes Leben – aber was ist das eigentlich? Salm's jüngere Schwester Bille verliert ihren Job, sein Vater wird immer hilfsbedürftiger. In einem bitterkalten Winter in Hamburg-Wilhelmsburg entdeckt Lennard Salm, dass seine Eltern und Geschwister ihm mehr bedeuten, als er je für möglich gehalten hätte.

Rolf Lappert wurde 1958 in Zürich geboren. Er machte eine Ausbildung zum Grafiker, war später Mitbegründer eines Jazz-Clubs und arbeitete auch als Drehbuchautor. 2008 erschien der Bestseller ›Nach Hause schwimmen‹, der im selben Jahr mit dem Schweizer Buchpreis ausgezeichnet wurde. 2010 folgte der Roman ›Auf den Inseln des letzten Lichts‹ und 2012 das Jugendbuch ›Pampa Blues‹, das auch fürs Fernsehen verfilmt wurde. Rolf Lappert lebt seit Ende 2011 nach vielen Jahren im Ausland wieder in der Schweiz.

Rolf Lappert

Über den Winter

Roman

dtv

Von Rolf Lappert sind bei dtv außerdem erschienen:

Nach Hause schwimmen (13830)

Der Himmel der perfekten Poeten (13935)

Die Gesänge der Verlierer (13813)

Auf den Inseln des letzten Lichts (14095)

Pampa Blues (62564)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**

www.dtv.de



2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlag

© Carl Hanser Verlag München 2015

Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von
Peter-Andreas Hassiepen unter Verwendung
eines Fotos von plainpicture/neuebildanstalt/Rumbach
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
(Satz nach einer Vorlage des Carl Hanser Verlag)

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14548-0

*Für Lina Muzur, Susanne George
und Walter van Rossum*

Und dann war da noch dieses Gefühl, das einen überfällt,
wenn man einem Verstorbenen im Sarg zum Friedhof folgt –
eine gewisse Ungeduld mit den Toten, eine Sehnsucht, wieder zu
Hause zu sein, wo man an der Illusion festhalten kann, nicht der
Tod sei der dauerhafte Zustand, sondern das tägliche Leben.

E. L. Doctorow – Homer & Langley

PROLOG

Lost Baggage

In der Unternehmung lag eine Spur von Wahnsinn, in ihrem Anblick ein Hauch von kläglicher Komik; und dieser Eindruck wurde auch nicht zerstreut, als mir jemand an Bord ernsthaft versicherte, dort draußen gebe es ein Lager von Eingeborenen – er nannte sie Feinde! –, die sich irgendwo außer Sichtweite verbargen.

Joseph Conrad – Herz der Finsternis

Seit dem Abend hatte sich das Meer wieder beruhigt. Die Stille war ein unablässiges Innehalten, ein scheinbar endloses Warten. Es gab kein Haus in der Nähe, kein Licht weit und breit, keine lebende, einer Sprache mächtige Seele. Zum nächsten Ort, einer Ansammlung verlassener Hotels, Läden und Imbissbuden, fuhr man Stunden auf der von Sand bedeckten Straße. Trockene Wärme erfüllte die Luft, herübergetragen aus Afrika, das als Ahnung hinter dem Horizont lag. Das Uhrwerk der Insektenbeine, das Fächern der Palmblätter, das Bellen verwilderter Hunde: die Geräusche einer Nacht ohne Menschen. Über allem spannte sich der Himmel, eine tiefschwarze See, aus der Sterne emporstiegen und als eisiges Glitzern auf die Erde herabsanken. Die Welt drehte sich in ihrer eigenen schweren Dunkelheit, Kontinente trieben voneinander weg.

Lennard Salm lag auf dem Rücken im Gras. Wenn er den Atem anhielt, hörte er das leise Rollen der Wellen. Er öffnete die Augen und betrachtete eine Weile das Sternengewirr. Vielleicht war es zehn, dachte er, vielleicht auch schon Mitternacht. Seine Uhr hatte er vor Wochen beim Kartenspiel verloren. Falter stießen gegen den Schirm der Petroleumlampe, deren kümmerlicher Schein den Innenhof kaum erhellte. Wegen des Unwetters hatte er die letzten drei Tage untätig vertrödelt. Jetzt war er müde vom Nichtstun und der Anstrengung, diesem Zustand ein Glücksgefühl abzuringen. Seit Ausbruch des Sturms trank er den Wein nicht mehr, mit dem der Keller, ein Bunker unter dem Küchenboden, gefüllt war. Auch nüchtern blieb der Eindruck, eine Art Ende erreicht zu haben, einen Punkt, an dem es keinen wirklichen Grund zum Bleiben mehr gab und schon gar keine Rechtfertigung für seine Lethargie, die, so redete er sich ein, in einem direkten Zusammenhang mit dem Verlust seiner Uhr stand.

Er setzte sich auf und schlüpfte in die Plastiklatschen, die er kurz nach seiner Ankunft am Strand gefunden hatte, eine rote, brettharte von der Dicke eines Steaks und eine gelbe, dünn wie ein Stück filetierten Fisches, vom Meerwasser spröde geworden. Dann ging er ins Badezimmer und wusch sich die Hände und das Gesicht mit Wasser, das lauwarm war und nach den modrigen Wänden des Betontanks roch, aus dem es gepumpt wurde. Er drehte den Hahn zu und betrachtete sich im Spiegel, hielt eine Weile seinem Blick stand, der fest war, nur leicht getrübt von einem Schleier vagen Zweifels an etwas, das er nicht benennen konnte. Seine Haut war kaum brauner geworden, nur trockener unter dem struppigen Bart, der seinem Gesicht nichts verlieh außer einer gleichgültig hingenommenen Verwahrlosung.

Im Schlafzimmer zog er sich eine saubere Hose und ein frisches Hemd an. Auf dem Bett sitzend, schüttelte er Sand aus den Schuhen, über deren dunkelblauen Segeltuchstoff verwischte weiße Linien aus Meersalz liefen. Nachdem er die Taschenlampe aus der Küche geholt hatte, verließ er das Haus. Entgegen Wielands Anweisung, die Tür immer zu verriegeln, zog er sie auch jetzt nur zu. Dann folgte er der schulterhohen Mauer, die das Grundstück und den einstöckigen Bau umgab.

Das Licht des Mondes und der Sterne ließ den Boden gerade so hell schimmern, dass Salm die Taschenlampe nicht brauchte. Er kannte den Pfad und jede Vertiefung, jeden Stein und jede armdicke Wurzel, die ein längst toter Baum auf der Suche nach Wasser geschlagen hatte. Obwohl der Weg leicht abschüssig war, konnte Salm das Meer nicht sehen, dafür die flache Düne, hinter der sich während des Sturms die Wellen mit einem bis zum Haus vernehmlichen Grollen gebrochen hatten.

Sobald er den höchsten Punkt des mit Sträuchern und zähen Grasbüscheln bewachsenen Damms erreicht hatte, lag die schwarze Wasseroberfläche vor ihm. Er lauschte eine Zeit lang dem regelmäßigen Atem der See, ließ den Blick über den Strand gleiten und dann über den kaum zu erkennenden Strich des Horizonts, auf dem er in kindlicher Erwartung die Umrisse eines Schiffes auszumachen hoffte. Aber die Leere vor ihm war vollkommen, und er wandte sich nach rechts, wo in der Ferne die üblichen vier, fünf Lichter der Ferienhaussiedlung flimmerten.

Die gewaltigen Wellen hatten den Sand bis nahe an die Düne heran planiert. Das Schwemmgut lag ungewöhnlich weit hinten, fast am Dünenfuß, wo es sich mit altem Treibholz, Tang und Müll vermischte. Salm lief den flachen Hang hinunter und leuchtete mit der Taschenlampe über den Saum aus Ablagerungen, den das vom Sturm aufgewühlte Meer hinterlassen hatte. Plastikflaschen schimmerten im Lichtstrahl, Apfelsinenkisten und Styroporbrocken, dazwischen, Planeten eines verheerten Universums gleich, losgerissene Bojen und Schwimmer von Treibnetzen. Überall waren Kleidungsstücke verstreut, mehr als jemals zuvor. Die Ärmel einer weißen Stoffjacke schlangen sich um ein Brett, eine blaue Hose hing wie zum Trocknen in den Ästen eines entwurzelten Baums. Farbige Socken, Mützen, Schals und Unterwäsche sprenkelten die straßenbreite Bahn, durch die Salm sich langsam zum Wasser hin bewegte. Stieß er auf einen Koffer, packte er ihn am Griff und schleuderte ihn in Richtung Düne. Mit der eigentlichen Arbeit würde er im Licht des nächsten Tages beginnen. Der Gedanke daran, einen Teil dieser schrecklichen Bescherung zu erkunden, löste in ihm ein Gefühl mulmiger Vorfreude aus.

Auf dem festen Sandstreifen zwischen dem Meer und dem Band aus Treibgut kam Salm rasch voran. Ab und zu musste er einer mit Wasser gefüllten Senke ausweichen oder über einen Baumstamm klettern. Vereinzelt glitzerten tote Fische im Licht der Taschenlampe, auch ein armlanger junger Delphin lag da. Die Brandungslinie hatte sich weit zurückgezogen, die Wellen waren flach und kraftlos, wie erschöpft vom Wüten und dem Ausspucken so riesiger Mengen Mülls.

Bald erreichte er die Überreste einer breiten, von schiefen Laternenpfählen flankierten Holzterrasse und bestieg die Düne. Oben angelangt, blickte er auf vierundzwanzig weiß gestrichene Steinhäuser, die sich scheinbar ungeordnet um ein großes Flachdachgebäude, einen mit Satellitenschüsseln bestückten Sendemast und einen wasserlosen Swimmingpool gruppierten. In drei, vier der mit blassroten Ziegeln gedeckten Bungalows brannte Licht, die anderen lagen in dunkler Verlassenheit. Auf dem Maschendrahtzaun blinkte eine Handvoll roter Lämpchen wie eine vergessene Weihnachtsbeleuchtung. Landeinwärts, in der flachen, unbewachsenen Ebene, konnte man bei Tag ausgefranste braune Stücke verfilzten Rasens und ein Muster schmaler Wege erkennen, die sich durch den ehemaligen Golfplatz gewunden hatten und jetzt allmählich mit der Einöde verschmolzen, der sie vor Jahren abgerungen worden waren. Eine asphaltierte, von Sand verwischte Straße endete vor einem einstöckigen Gebäude aus rohem Beton, auf dessen flachem Dach mit Farbe oder Teer die Worte GO HOME! geschrieben standen. Wusste man von ihrer Existenz, erahnte man die in weiter Ferne verstreuten Behausungen der Einheimischen, ihre Felder und Ställe.

Salm folgte dem Trampelpfad, der von der Düne wegführte, und stand wenig später vor dem drei Meter hohen Zaun aus Maschen- und Stacheldraht, der das Grundstück sicherte. Als der Scheinwerfer am oberen Ende eines der beiden Torpfosten aufleuchtete, machte er die Taschenlampe aus. Er holte die Karte aus der Hosentasche, schob sie in den Schlitz des Lesegeräts und tippte die fünfstellige Zahl ein. Dann legte er den Kopf in den Nacken und sah in die Kamera.

»What is the secret code, stranger?«, dröhnte eine Stimme aus einem

Lautsprecher, der, eingewickelt in mehrere durchsichtige Mülltüten, in zweieinhalb Metern Höhe über dem Tor hing.

»Fuck you«, sagte Salm, der fand, Pellicano könnte sich endlich einen neuen Scherz ausdenken.

»Correct!«, rief Pellicano fröhlich, worauf sich mit einem Summen das Schloss entriegelte.

Salm betrat die Ferienhausfestung und stieß das Tor hinter sich zu. Auf einem gepflasterten Weg ging er an einem Holzschuppen vorbei, in dem Gartengerät vor sich hin rostete, durch eine Allee aus mannshohen, teilweise umgestürzten und zerbrochenen Amphoren, und stand schließlich vor dem zentralen Gebäude der Siedlung. Unter einem von vier Säulen gestützten Vordach führten eine Treppe und eine Rollstuhlrampe zur hölzernen, mit Blumenornamenten verzierten Eingangstür. Im Raum dahinter, in dem Sofas und Sessel, Stühle, Glastische, Kommoden im Biedermeierstil, Hocker und Vasen herumstanden, brannte wie üblich keiner der drei Kristalleuchter, aber Salm fand im Licht der Taschenlampe den Weg zwischen den Möbeln hindurch zur Treppe nach oben.

Auch im ersten Stock war es beinahe dunkel. Nur ganz hinten in einer Ecke leuchteten die Lampen einer Bar und Pellicanos Laptopbildschirm. Auf dem Tisch, an dem zwei Männer saßen, standen Kerzen bereit für den Zeitpunkt, an dem die Batterien der Photovoltaikanlage leer sein würden.

»What's up, Lenni?«, rief Cesare Pellicano, ein Mann Mitte sechzig, übergewichtig und glatzköpfig, Lottomillionär, Barbesitzer und Dauerredner mit manisch sonnigem Gemüt. »Was gibt Neues?«

»Nichts«, sagte Salm kaum hörbar und ohne Pellicano anzusehen, um deutlich zu machen, dass er an Konversation nicht interessiert war.

»Madonna, what a storm!« Pellicano klatschte in die Hände. »Verdammt Scheiße!«, rief er und lachte.

Salm nickte dem Holländer zu, dessen Namen er vergessen hatte und der damit beschäftigt war, Dokumente aus Aktenordnern und Klarsichtmappen zu sortieren. Der Mann murmelte einen Gruß und vertiefte sich wieder in die Papiere.

»Sit down, Lenni, have a drink!« Pellicano wies mit einer ausholenden Geste auf die vier leeren Stühle. Er trug rote Schuhe, eine grüne Hose, die wie Samt glänzte, ein grellbunt gemustertes Hemd und um den Hals ein blaues Seidentuch. Leute, die ihn mochten, bezeichneten ihn als schrägen Paradiesvogel und sahen großzügig über seinen schlechten Geschmack und das Polternde seiner Freundlichkeit hinweg. Andere, auch Salm, verstanden die schrillen Farben als Warnung.

»Ist Soderberg da?«

»Si, upstairs«, sagte Pellicano. »But first una birra mit Cesare!« Er wollte sich erheben, als ein rotes Licht an einem mit dem Laptop verbundenen Gerät blinkte und ein Piepen ertönte. Pellicano nahm die Maus in die Hand und öffnete mit zwei Klicks ein Fenster auf dem Bildschirm, den gerade noch ein gelber Sportwagen ausgefüllt hatte.

Salm zog die Schuhe aus und schüttete den Sand in einen Pflanzenkübel.

»Nimm dir ein Bier, Lenni, help yourself!«, rief Pellicano munter.

Der Bildschirm zeigte in Schwarz-Weiß das Tor, durch das Salm die Anlage betreten hatte, und den hellen runden Fleck des Scheinwerferkegels im Sand. *Camera 1 Main Gate* stand in einer Kopfzeile, daneben liefen die Sekunden einer Uhr. Es war acht Minuten nach elf. Pellicano klickte zur nächsten Kamera, die fünfzig Meter weiter an einem der Metallpfosten des Zauns installiert war und ein ähnliches Bild lieferte. Erst die vierte Kamera verriet, was den Alarm über einen der Sensoren ausgelöst hatte: zwei Hunde, die um den Kadaver einer Katze kämpften. Eines der mageren Tiere hatte sich mit dem Hinterlauf im Drahtgeflecht verfangen, ließ aber die Beute nicht los, an der sein Rivale zerrte.

Pellicano schnalzte ein paarmal bedauernd mit der Zunge und klickte das Bild weg.

Salm wusste, was passieren würde, holte zwei Flaschen Bier aus dem Kühlschrank, öffnete sie und stellte eine davon neben den Laptop. Als die Schüsse fielen, trank er einen Schluck.

»Salute«, murmelte Pellicano und trank ebenfalls.

»Stupid dogs«, sagte der Holländer. Dann nahm er eine weitere Mappe vom Stapel und beugte sich über die Blätter, die sie enthielt, maschinengeschriebene, mit Stempeln übersäte Formulare.

Pellicano tätschelte die Rückenlehne eines Stuhls neben sich. »Setz dich, Leonardo, take a seat!«

»Ich muss zu Soderberg«, sagte Salm, drehte sich um und ging die Treppe hinauf. Er hörte noch Pellicanos opernhafte theatralischen Schwall der Enttäuschung, dann stand er auf der Dachterrasse.

Clemens Soderberg lehnte an der hüfthohen Brüstung und sah durch ein Fernglas in Richtung der Stelle, an der die toten Hunde liegen mussten. Soderberg war etwa so alt und groß wie Salm, Ende vierzig und einachtzig, aber viel dünner. Er sah aus wie jene Marathonläufer, denen Salm überall begegnete, Geschäftsmänner, die auf der ganzen Welt unterwegs waren, nie ohne ihre Laufschuhe und atmungsaktive Kleidung im Gepäck, ihre verspiegelten Sonnenbrillen und Trinkflaschen, Fußgelenkreflektoren und Stirnlampen, mit denen sie auch nachts am Strand und in Parks rennen und Endorphin ausschütten konnten, das sie brauchten wie andere Alkohol oder Nikotin und das sie süchtig machte und von dem sie immer mehr brauchten, je länger sie liefen.

Neben Soderberg stand Hartmut Zickler, ein weiterer Deutscher und ebenfalls hier, um nach dem Rechten zu sehen. Zickler, mit einundsiebzig der Älteste in der Siedlung, drehte sich zu Salm um und nickte freundlich lächelnd.

Salm erwiderte den stummen Gruß und wartete, bis Soderberg das Fernglas auf einen der Tische legte und ihn bemerkte.

»Ach, sieh an, Salm«, sagte Soderberg, wobei er sich Mühe gab, seinem Tonfall etwas abschätzig Belustigtes zu verleihen. Er war der Einzige in der Anlage, der Salm siezte und gesiezt werden wollte, auch von Zickler und Pellicano, der ihn mal mit Dottore ansprach und mal mit etwas, das wie Signore Sodabär klang.

»Haben Sie eine Minute Zeit?«, fragte Salm.

Soderberg warf einen langen Blick auf seine Armbanduhr, lange genug jedenfalls für Salm, um festzustellen, dass es nicht die von ihm beim

Pokerspiel verlorene war. Dann schlenderte er zu einer Ansammlung von Loungemöbeln, einem Dutzend Sessel und Sofas aus braunem Kunststoff, der geflochtenes Rattan imitierte. Er holte eine Flasche Tonic Water aus einem kleinen Kühlschrank, öffnete sie, goss den Inhalt in ein Glas und nippte daran.

»Es geht um meine Kamera«, sagte Salm.

Soderberg nahm in einem der Sessel Platz, lehnte sich zurück und streckte die Beine aus.

»Ich habe momentan kein Geld«, sagte Salm. »Kein Bargeld. Das wissen Sie ja. Und auch, dass es hier weit und breit keine Bank gibt. Trotzdem bitte ich Sie, mir meine Kamera zurückzugeben. Ich brauche sie. Sobald ich zu Hause bin, überweise ich Ihnen das Geld.«

Soderberg sah Salm eine Weile ausdruckslos an und wippte dabei mit einem Fuß.

»Sie wissen, wer ich bin«, sagte Salm. »Sie kriegen Ihr Geld.«

»Ich weiß, wer Sie sind?« Soderberg hob die Augenbrauen.

»Hartmut weiß es. Was wollen Sie? Einen Schuldschein, mit meinem Blut unterschrieben?«

Soderbergs Lachen klang wie ein unterdrücktes Husten, das ihn anstrengte. »Ich bitte Sie.« Er trank einen Schluck und schien auf Salms nächsten Anlauf zu warten.

Salm schwieg. Er setzte sich auf ein Sofa, sah in den Himmel und zählte Sterne, um sich zu beruhigen.

»Wozu brauchen Sie die Kamera?«, fragte Soderberg.

»Für meine Arbeit.«

»Was für eine Art von Arbeit war das noch gleich?«

Salm schloss sekundenlang die Augen. »Ich fotografiere Fundstücke. Treibgut.«

Soderberg holte tief Luft und atmete geräuschvoll aus; das gedehnte Seufzen eines vernünftigen Erwachsenen, der sich bemüht, den Launen eines Kindes mit Nachsicht und Geduld zu begegnen. Er trug schwarze Lederschuhe, eine Designerhose aus dunkelblauem Denim und ein hellblaues Hemd. Seit ihrer ersten Begegnung vor einem Monat hatte er nie

etwas anderes getragen, nur die Farbe des Hemdes variierte im Tagesrhythmus zwischen Hell- und Dunkelblau.

»Treibgut«, wiederholte er tonlos.

Salm verspürte den flüchtigen Wunsch, einen der leeren Tontöpfe zu nehmen, die überall auf den Mauern standen, und ihn auf Soderbergs Schädel zu zertrümmern.

»Ich bringe Ihnen morgen meinen Pass«, sagte er stattdessen.

»Pässe kann man fälschen.«

»Machen Sie sich nicht lächerlich.« Salm trank das restliche Bier und stellte die Flasche auf den Boden. »Gehen Sie zu Cesare, er zeigt Ihnen im Internet, was ich mache.«

In dieser Sekunde erloschen die elektrischen Lichter auf der Terrasse, was bedeutete, dass die Batterien der Photovoltaikanlage leer waren.

Soderberg grinste. »Zudem hat der Sturm die Satellitenschüsseln beschädigt. Wir sind zurzeit, wie es so schön heißt, von der Außenwelt abgeschnitten.«

Ein paar Möwen segelten vorbei. Salm sah ihnen nach.

»Störe ich?« Zickler, eine brennende Petroleumlampe in der Hand, kam zur Sitzgruppe. Er hatte kurz geschnittenes schlohweißes Haar, buschige Augenbrauen und ein rundes sonnengebräuntes Gesicht. Wären der Maßanzug aus hellem Leinenstoff, die italienischen Schuhe und die zwanzig Kilo Übergewicht nicht gewesen, hätte man ihn für einen Bauern aus der Gegend halten können.

Soderberg wies mit einer Geste, in der sowohl Großzügigkeit als auch Desinteresse lagen, auf die Sessel und Sofas. Zickler stellte die Lampe auf den Tisch und setzte sich.

»Wie ich höre, sind Sie ein Kenner des Werks von Herrn Salm«, sagte Soderberg an Zickler gewandt.

Zickler warf Salm einen Blick zu, verlegen lächelnd. »Nun, als Kenner würde ich mich nicht gerade bezeichnen«, sagte er. »Ich bin Besitzer eines Autohauses mit einem Faible für Kunst. Meine Frau ist da eher bewandert.«

»Ich bin Laie. Ein Unwissender«, sagte Soderberg. »Zeitgenössische

Kunst? Für mich ein Buch mit sieben Siegeln. Nennen Sie mich einen Banausen.« Er breitete die Arme aus, als böte er seine ungeschützte Brust jedem dar, der beabsichtigte, dieses Geständnis für einen Angriff zu nutzen.

»Wie gesagt, ich verfolge den Kunstmarkt nur am Rand«, sagte Zickler. »Wir sammeln das eine oder andere, wobei meine Frau die treibende Kraft ist.«

»Aber Sie haben von Herrn Salm als Künstler gehört.«

»Ja, gewiss. Er ist kein Unbekannter, ganz im Gegenteil.« Zickler lächelte unsicher. Die Rolle, die Soderberg ihm zugewiesen hatte, schien ihm nicht sonderlich zu behagen.

»Erklären Sie mir doch bitte, was er macht.«

»Oh, ich denke, das kann er selber viel besser.«

»Er glaubt mir nicht«, sagte Salm.

Zickler lachte auf, aber als ihm bewusst wurde, dass Salm nicht gescherzt hatte, wurde sein Gesicht ernst. Er saß noch immer auf der vordersten Kante des Sessels, unentschlossen, ob er bleiben oder gehen sollte.

»Ich ziehe eine neutrale Stimme vor«, sagte Soderberg sanft.

Zickler räusperte sich, bevor er zu reden begann. »Nun, er ist das, was man einen Konzeptkünstler nennt.« Er wandte sich an Salm. »Korrigier mich bitte, wenn ich etwas Falsches sage.«

Salm nickte.

»Und bitte setz dich«, sagte Zickler. »Du siehst aus, als wolltest du gleich gehen.«

Salm nahm in einem der von Soderberg am weitesten entfernten Sessel Platz.

»Das bedeutet, er bedient sich diverser Ausdrucksformen«, fuhr Zickler fort. »Bilder, Skulpturen, Collagen, Installationen, Fotos und so weiter. Ich erinnere mich auch an einen Film, der eine der Arbeiten dokumentiert. Diese Geschichte mit dem Bunker.« Er sah Salm fragend an.

»Ewigkeit«, sagte Salm.

»Ewigkeit, genau.« Zickler richtete sich wieder an Soderberg. »Er fin-

det über Inserate, Radiomeldungen, Internet und andere Quellen tausend Menschen, die ihm ihren liebsten, kostbarsten Gegenstand bringen und in einem Bunker einschließen lassen. Für alle Ewigkeit. Jeder, der etwas gibt, muss sich vor eine Kamera setzen und in zwei Minuten erzählen, warum ihm dieser Gegenstand so viel bedeutet. Da bringt ein Mann den Ehering seiner verstorbenen Frau, ein Kind seine Puppe, eine Frau ihren ausgestopften Hund, und es entsteht ein, wie soll man das nennen, Sammelsurium von simplen Dingen des Alltags und wunderlichen Kuriositäten. Und während der Bunker fünf Meter unter der Erde für immer verschlossen und versiegelt wird, kann man im Internet den Film als Endlosschleife sehen.« Er strahlte Salm an.

»Es mag rückständig klingen«, sagte Soderberg, »aber beim Stichwort Kunst fallen mir Gemälde ein, gerahmte Ölbilder, die man sich an die Wand hängt. Keine Bunker oder Endlosfilme.« Offenkundig gefiel er sich als naiver Zweifler.

Zickler zog eine Blechschachtel und ein Feuerzeug aus einer Tasche seines Jacketts. »Natürlich hat auch Lennard in seinen Anfangsjahren als Künstler Bilder gemalt.« Er öffnete die Schachtel und bot Soderberg und Salm einen Zigarillo an, aber beide verzichteten. An Salm gewandt sagte er: »Ich muss gestehen, ich habe dich nach unserer ersten Begegnung hier gegoogelt.« Er nahm einen Zigarillo aus der Schachtel und einen Aschenbecher vom Tisch und lehnte sich zurück. »Und einiges gefunden.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte Soderberg. »Die klassische Malerei war ihm irgendwann zu konventionell, zu bürgerlich.«

»Durchschaut«, murmelte Salm.

»Er wollte etwas anderes ausprobieren, neue Wege einschlagen. Wer kann das einem jungen Mann, frisch von der Akademie, verübeln?« Zickler zündete den Zigarillo an und paffte eine Rauchwolke in den Nachthimmel. »Mir fällt zum Beispiel das mit den Büchern ein. Wie nennt man das, Lennard? Performance?«

»Ist eigentlich egal, wie man es nennt«, sagte Salm.

»Jedenfalls sammelte er Hunderte von alten Büchern, was weiß ich,

Tucholsky, Brecht, Zweig, Benjamin, lauter Werke, die unter den Nazis verboten waren. Und wissen Sie, was er damit macht?« Zickler sah Soderberg erwartungsvoll an.

»Sagen Sie es mir.« In Soderbergs Stimme schwang herablassende Ungeduld.

»Er verbrennt sie!«, rief Zickler. »Er wirft sie auf einen Haufen und verbrennt sie! Bücher von hohem antiquarischem Wert, ein kleines Vermögen! Und dann, dann nimmt er die Asche und schreibt damit auf einem Acker das Wort *Vergessen*, zwanzig mal fünf Meter!«

»Ziemlich exaltiert«, sagte Soderberg ungerührt. »Und pessimistisch.«

Zickler lachte auf und schlug sich mit einer Hand auf den Oberschenkel, als habe er Soderberg in eine Falle tappen lassen. »Eben nicht! Denn Wochen später, nachdem die Asche längst verschwunden ist, mit dem Regen in der Erde versickert, wächst an gleicher Stelle ein neues Wort, ein Wort aus weißen Blumen, Margeriten, glaube ich, und das Wort ist *Erinnern!*« Er schnellte mit dem Oberkörper nach vorne und klatschte einmal in die Hände. »Die Asche aus den Büchern der vergessenen Dichter düngt die Erinnerung.« Er sah Salm an und zeigte mit dem Zigarillo auf ihn. »Ein Geniestreich.«

Salm sagte nichts. Er erinnerte sich nur ungerne an diese Arbeit, die seine erste nach dem Studium und tatsächlich ein Geniestreich gewesen war, nahm man die Schlagzeilen und die Auswirkungen auf seinen Bekanntheitsgrad zum Maßstab. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Medien hatte seine Aktion als Kitsch abgetan und ihn als Verfälscher und Verharmloser der Geschichte bezeichnet, als Trittbrettfahrer der Erinnerungsdebatte, als oberflächlichen Möchtegern-Provokateur und einiges mehr. Aber er war im Gespräch, erhielt Stipendien, Anfragen von Galerien und eine Einladung zu einer Gruppenausstellung in der Kunsthalle Nürnberg. Seine Karriere hatte mit einem Skandalchen begonnen, dessen öffentliche Inszenierung ihm rückblickend wie ein absurdes Theaterstück vorkam, bei dem Redakteure, Feuilletonisten, Kunstkritiker, Künstlerkollegen und Leserbriefschreiber abwechselnd auf eine Bühne traten und dort im Prinzip nichts anderes taten, als den Namen Lennard